

Logik, Metaphysik und Gänsefüßchen – Derridas Dekonstruktion und der operative Raum der Schrift

„Nichtsdestoweniger wollen wir »Ereignis« sagen und dieses Wort vorsichtshalber in Anführungszeichen setzen.“¹

„Die »Rationalität« – aber vielleicht müßte auf dieses Wort aus dem Grunde, der am Ende dieses Satzes sichtbar wird, verzichtet werden –, die eine derart erweiterte und radikalisierte Schrift beherrscht, stammt nicht mehr aus einem Logos.“²

„[...] *es ist sinnlos*, auf die Begriffe der Metaphysik zu verzichten, wenn man die Metaphysik erschüttern will. Wir verfügen über keine Sprache – über keine Syntax und Lexik –, die nicht an dieser Geschichte beteiligt wäre. Wir können keinen einzigen destruktiven Satz bilden, der nicht schon der Form der Logik, den impliziten Erfordernissen dessen sich gefügt hätte, was er gerade in Frage stellen wollte.“³

Zitieren, distanzieren, transformieren ...

– Jacques Derrida war systematisch fasziniert von den operativen Möglichkeiten der Schrift: Wie lassen sich (problematische) Wörter (Begriffe) *benutzen* und zugleich *umnutzen* und in dieser Be- und Umnutzung *sichtbar* machen? Wie lassen sich Texte und Textstücke so auf der zweidimensionalen Fläche des Schreibpapiers arrangieren, dass deren fundamentale, unaufhebbare Kontextualität *deutlich* wird?

Derrida suchte in und mit dem Medium Schrift nach Antworten auf diese Fragen und experimentierte mit schriftspezifischen Darstellungsformen. *Schrift* war für Derrida von Anfang an mehr als nur *aufgeschriebene Sprache*. Bereits in der „Grammatologie“ verwies er auf das epistemische Potential der Schrift und auf den engen Zusammenhang von phonetischer Schrift, Logik und (abendländischer) Wissenschaft. Hier wie auch in einigen späteren Texten entwickelt Derrida Ansätze für eine *Kulturtechnik*-Theorie der Schrift. Dies freilich vor dem Hintergrund einer speziellen, metatheoretischen Fragestellung und eines spezifisch philosophischen Anliegens: der Kritik (bzw. *Dekonstruktion*) der Metaphysik.

Was genau Derrida dabei unter „Metaphysik“ versteht, woraus diese entspringt und wie sie zu *dekonstruieren* sein soll, erschließt sich dem Leser dabei keineswegs einfach. Derridas Texte sind aufgrund ihrer changierenden Begrifflichkeiten, des intensiven und eigenwilligen Zitations- und Interpretationsspiels sowie der schrifttechnischen Darstellungsinnovationen recht gewöhnungsbedürftig, zumindest dann wenn man sie als „philosophische Texte“ im Sinne der Tradition zu lesen versucht.

¹ Derrida, Jacques, „Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen“, in: Engelmann, Peter, *Postmoderne und Dekonstruktion*, S. 114.

² Derrida, Jacques, *Grammatologie*, S. 23.

³ Ders., „Die différance“, in: Engelmann, Peter, *Postmoderne und Dekonstruktion*, S. 118.

Mit systematischem Blick auf das operative Potential der Schrift sollen im Folgenden die Grundzüge von Derridas Schriftphilosophie und seiner antimetaphysischen Schrift*praxis* rekonstruiert und kritisch diskutiert werden.

Alphabetschrift – Logik und Wissenschaft

In Kapitel 1 seiner „Grammatologie“ spricht Derrida von der phonetischen Schrift als dem „Zentrum des großen metaphysischen, wissenschaftlichen, technischen und ökonomischen Abenteuers des Abendlandes“⁴. Und am Beginn von Kapitel 2 heißt es: „[...] die Schrift [ist] nicht bloß ein Hilfsmittel im Dienste der Wissenschaft – und unter Umständen ihr Gegenstand [...], sondern [...] allererst die Möglichkeitsbedingung für ideale Gegenstände und damit für wissenschaftliche Objektivität. Die Schrift ist Bedingung der *episteme*, bevor sie ihr Gegenstand sein kann. [...] Die Wissenschaft von der Schrift hätte also ihren Gegenstand an der Wurzel der Wissenschaftlichkeit zu suchen.“⁵

Wie ist das genauer zu verstehen? Inwiefern ermöglicht die (phonetische) Schrift „ideale Gegenstände“? Inwiefern eröffnet sie den Raum für die Entstehung von formaler Logik und (abendländischer) Wissenschaft als *episteme*? Bei Derrida selbst finden sich auf diese Fragen kaum systematische Antworten. Im Folgenden soll deshalb auf Ergebnisse der jüngeren Schriftlichkeitsforschung zurückgegriffen werden, um Derridas These von der wissenschaftskonstitutiven Rolle der phonetischen Schrift zu erläutern.⁶

Logographische (Wort-)Schriften und phonetische Schriften (Silben- oder Buchstabenschriften) sind zwar Notationsschemata, die unter anderem gerade mit dem Ziel der Notation und Verdauerung sprachlicher Äußerungen entwickelt worden sind, doch das Ergebnis solcher schriftlicher Notationen ist keineswegs bloße „aufgeschriebene Sprache“. Vielmehr wird das zu Notierende im Prozess der Notation transformiert und in gewissem Sinne sogar erst durch die jeweilige Praxis der Notation konstituiert: So segmentiert eine logographische Schrift wie die chinesische das Gesprochene in einzelne lexikalische Einheiten (Worte), eine Segmentierung, die im mündlichen Redevollzug so nicht stattfindet. Dort werden Segmentierungen (Redepausen) eher supralexikalisch vorgenommen, um Sinnzusammenhänge zu kennzeichnen oder aber zu performativen Zwecken. Phonetische Schriften segmentieren Rede noch stärker als Wortschriften und stoßen dabei durch die semantische Ebene hindurch bis auf die Ebene der an sich bedeutungsfreien Laute. Der kontinuierliche Lautstrom der Rede wird durch die Praxis der phontetischen Notation zerteilt

⁴ Derrida, Jacques, *Grammatologie*, S. 23.

⁵ Ebd. S. 49 f.

in einzelne voneinander klar abgetrennte Silben und Phoneme. Wer die phonetische Schrift erlernen will, muss notwendigerweise systematisch die Erfahrung machen, dass Sprache auch eine formale Seite hat, dass sie aus an sich bedeutungsleeren einzelnen Silben oder Lauten besteht. Die phonetische Schriftpraxis als Kulturtechnik konstituiert „die Sprache“ als System von abstrakten, bedeutungsfreien Elementen.⁷ Im mündlichen Sprechen werden Worte in der Regel als meinende, unmittelbar bedeutende Worte verwendet, nicht als formale Einheiten. In der (primär) mündlichen Verständigungspraxis einer *schriftlosen* Kultur⁸ kann der Unterschied zwischen Gemeintem und buchstäblich (formal) Gesagtem so nicht auftauchen, weil es hier nur in schwacher Weise *Verdauerungen* sprachlicher Äußerungen (nämlich als mündlich memorierte Texte) gibt. Insofern ist kaum die Möglichkeit vorhanden, die Bedeutung suspendierend, stabil auf ein bloß formal Gesagtes Bezug zu nehmen. Abgesehen von kurzen Sprichworten gibt es in schriftlosen Kulturen kaum *wortwörtliche*, sondern fast immer nur *sinngemäße* bzw. sinnadaptierende Überlieferungen.⁹ Doch auch in einer logographischen (Wort-)Schriftkultur kann sich ein Formalitätsbewusstsein in Bezug auf sprachliche und schriftsprachliche Äußerungen kaum ausprägen, da Logogramme gerade *semantisch* determiniert sind und somit nicht im selben Maße als formale Segmente wahrgenommen werden können wie Buchstaben oder Syllabogramme (Silbenzeichen).

Unter den verschiedenen phonetischen Schriftsysteme ist es vor allem das (erstmal von den Griechen entwickelte) sogenannte „vollständige“ Alphabet, das ein besonders starkes Formalitätsbewusstsein in Bezug auf sprachliche Äußerungen zu induzieren vermag. Das griechische Alphabet hat (erstmal) separate Zeichen für Konsonanten und Vokale, so dass durch dieses Alphabet Flexionsformen der (griechischen) Sprache distinkt mitnotiert, separat sichtbar und damit *als Formen* zugänglich gemacht werden können. Das griechische Alphabet besitzt, verglichen mit allen vorhergehenden Schriften eine sehr hohe „grammatikalische Auflösungskraft“¹⁰ und ermöglicht so einen viel stärkeren Blick auf die formale Seite der Sprache, auf Wörter und Wortformen. Dies wiederum ist Voraussetzung für ein formales Operieren mit Wörtern und Sätzen, mithin Voraussetzung für die Entwicklung von formaler Logik und Wissenschaft.

⁶ Ich beziehe mich dabei im Wesentlichen auf Christian Stetter (ders., *Schrift und Sprache*). Eine ausführliche Darstellung der folgenden Überlegungen findet sich in: Totzke, Rainer, *Buchstaben-Folgen*.

⁷ Insofern ist das Phonem ein „Epiphänomen des Buchstabens“ (Krämer, Sybille, „Schrift und Episteme am Beispiel Descartes“, in: Koch, Peter; Krämer, Sybille, *Schrift, Medien, Kognition*, S. 110).

⁸ Der Ausdruck „*schriftlose* Kultur“ wird hier nicht im Sinne von Derrida verstanden, der sich ja explizit gegen die Rede von einer „*schriftlose[n]* Gesellschaft“ wehrt (vgl. Derrida, Jacques, *Grammatologie*, S. 193). „*Schriftlose* Kultur“ meint hier dagegen: eine Kultur, die nicht im Besitz einer logographischen oder phonetischen Schrift ist.

⁹ Vgl. Goody, Jack; Watt, Ian, „Konsequenzen der Literalität“, in: Goody, Jack (Hrsg.), *Literalität in traditionellen Gesellschaften*, S. 50 ff.

Doch die Entwicklung von formaler Logik wird durch den phonetischen Schriftgebrauch nicht nur ermöglicht sondern zugleich auch aufgrund der mit dem Schriftgebrauch verbundenen praktischen Disambiguierungszwänge als notwendig herausgefordert: Schriftliche Kommunikation und Wissensüberlieferung hat gegenüber mündlicher Kommunikation und Wissensweitergabe unbestreitbare Vorteile – in Bezug auf ihre Dauerhaftigkeit und die nicht nur linearen, sondern zweidimensionalen Darstellungsmöglichkeiten. Sie hat jedoch aufgrund des Situations- und Multimedialitätsverlustes im Vergleich mit dem gesprochenen Wort auch einige Defizite auszugleichen und ist starken Disambiguierungszwängen unterworfen: *Zum einen* erfordert die Praxis des Schreibens im Vergleich mit der mündlichen Kommunikation eine ganz andere Konsistenz des Sprachgebrauchs. Im Mündlichen stört es die Verständigung häufig keineswegs, wenn Worte im Laufe eines längeren Gespräches semantisch inkonsistent verwendet werden. Anders dagegen im Schriftlichen: Hier bedarf es strengerer lexikalischer Normierungen im (Schrift-)Sprachgebrauch, und es bedarf flankierender logischer Überlegungen. *Zum anderen* sind im Schriftlichen stärkere syntaktische Normierungen nötig. „In ganzen Sätzen zu schreiben“, ist ein Erfordernis gerade der schriftlichen Kommunikation. Im Mündlichen erübrigen Gesten oder Blickkontakt die „korrekte Vollendung“ eines Satzes, ja häufig würde eine solche „korrekte Vollendung“ das Gelingen der Verständigung sogar *stören*.¹¹ Das grammatische Ideal des „wohlgeformten Satzes“ – ergibt sich aus den Disambiguierungszwängen schriftlicher Kommunikation. *Und schließlich* müssen im Schriftsprachgebrauch auch die Übergänge zwischen Sätzen expliziter gemacht werden. Mündliche Wissensdarstellungen haben in der Regel eher eine parataktische und-und-und-Struktur, wobei sich aus dem Kommunikationskontext häufig ergibt, wie die „und“ jeweils gemeint sind. Im Schriftlichen gibt es dagegen verstärkt hypotaktische Konstruktionen, „explizitere“ Satzverbindungen mit „da“, „weil“, „danach“, „damit“, „dadurch“. Diese Explizierungen sind einerseits bereits Ergebnis logischer Analyse, andererseits treiben sie das Projekt logischer Textanalyse weiter voran. Formale Logik entsteht als Verständnissicherungspraxis für (phonetisch-)schriftliche Texte.

Formale Logik wird gerade dann besonders wichtig, wenn man Wissen in Form von (Aussage-)Sätzen weitergeben möchte, die völlig abgesehen von der Äußerungssituation wahr oder falsch sind und für die es entsprechend klare Inferenzregeln gibt. Es ist das geschriebene Wort, das ein solches Ideal definierbarer Wahrheiten nahe legt, die eine viel größere Autonomie und Dauer haben als die faktisch jeweils als situationsabhängig erlebten

¹⁰ Stetter, Christian, *Schrift und Sprache*, S. 645.

Wahrheiten mündlicher Äußerungen. Aufgrund mnemotechnischer Zwänge kann Wissen in schriftlosen Kulturen nur in Form von kurzen Spruchweisheiten oder in Form narrativer, häufig durch Reim und Rhythmus gestützter Darstellungen weitergegeben werden. Diese Wissensdarstellungsformen haben keine klaren Inferenzregeln, sie bedürfen in sehr starkem Maße der Situationsadaption.

Anhand der Texte von Parmenides, Platon und Aristoteles lässt sich konkret zeigen, wie die Schrift die Entstehung von formaler Logik induziert hat und wie dabei das Projekt abendländischer Wissenschaft als *episteme* entstand:

Parmenides' Überlegungen zum *Sein* und seine berühmte „Leugnung des *Werdens*“ lassen sich als Konsequenzen logisch-semanticcher Überlegungen in Bezug auf das Projekt schriftlicher *episteme* deuten: Wer ideal situationsinvariant wahre Aussagen fixieren möchte, muss ideal *situationsinvariant* referierende Namen (Benennungen) in diesen Aussagen voraussetzen, das heißt ideal „ewige“ Substanzen, auf die sich die jeweiligen Namen (Benennungen) beziehen.¹² Die Ideenlehre Platons steht ganz in der Tradition dieses Parmenideischen Wissenskonzepts.

Die Platonischen *Dialoge* sind keineswegs Mitschriften tatsächlicher mündlicher Gespräche, sondern konzeptionell schriftliche Texte. Platon greift auf die eigentlich nur mit der schriftlichen Form der Darstellung gegebene Möglichkeit zurück, sich den Gang jeweils komplexer Argumentationen immer wieder kontrollierend vor Augen zu führen. Bei der rein mündlichen Darbietung derselben würde der Zuhörer häufig den Überblick verlieren. Platons Texte sind Ausdruck des sich auf der Grundlage der Alphabetschrift und der entsprechenden Disambiguierungszwänge herausbildenden formalen Umgangs mit Sprache und sie reflektieren diesen zugleich. Platon fragt zum Beispiel systematisch nach der Bedeutung einzelner Wörter (und gibt dabei manchmal auch ironische Antworten, wie im *Kratylos*¹³ und sucht nach Kriterien für die Begriffsverwendungen. Dabei geht es ihm im Kern darum, semantisch konsistentere Texte (Argumentationen, Wissensdarstellungen) einzufordern und selbst zu erzeugen. Auf der Basis der alphabetschriftlichen Notation entdeckt Platon im Dialog *Sophistes* anhand der unterschiedlichen, nur im alphabetschriftlichen Graphismus sichtbar werdenden Wortendungen unterschiedliche Wortformen, die er *onoma* und *rhema* nennt (*Sophistes*, 262 b ff.) – Haupt- und Zeitwörter (Substantive und Verben). Und er nutzt diese Unterscheidung zur Einführung eines elementaren Definitionsverfahrens, mithin zu

¹¹ Ebd. S. 36.

¹² Vgl. hierzu Stekeler-Weithofer, Pirmin, „The way of truth“, in: Féry, Caroline; Sternefeld, Wolfgang, *Audiatu vox sapientiae*, S. 450-472.

¹³ Platon, *Kratylos*, 426 b, 428 d, 396 d. Gilbert Ryle bezeichnet sogar den ganzen Dialog als „unserious exercise“. (Ryle, Gilbert, *Plato's progress*, Bristol, 1994, S. 273).

Zwecken logisch-semantischer Analyse und Disambiguierung. Die Unterscheidung zwischen den Wortformen *onoma* und *rhema* wird zur Unterscheidung von logischem Subjekt und logischem Prädikat. Aristoteles übernimmt diese Unterscheidung und arbeitet davon ausgehend in den *Analytiken* seine formale Logik aus. Diese bildet die Grundlage für das Projekt abendländischer Wissenschaft als *episteme*, als logisch und terminologisch konsistentes System situationsinvariant wahrer Sätze. Aristoteles ist es auch, der in seiner *Analytica priora* erstmals auch (an sich bedeutungsfreie) Buchstaben des Alphabets als formale Platzhalter für Begriffswörter nutzt. Es sind gerade die Schriftzeichen einer phonetischen Schrift, die aufgrund ihrer Bedeutungsfreiheit diese logische Platzhalterfunktion und damit die entsprechenden formallogischen Operationen ermöglichen. Demgegenüber sind die Zeichen einer *Wortschrift* wie der chinesischen immer auch *semantisch* determiniert und entsprechend weniger gut als Variable einer formalen Logik geeignet.¹⁴

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen zu den logik-operativen Möglichkeiten der Alphabetschrift erscheint Derridas These vom engen Zusammenhang von phonetischer Schrift, Logik und Wissenschaft plausibel. Ob Derrida selbst allerdings einer solchen Explikation seiner These zugestimmt oder ob er sich (etwa aus begriffsstrategischen Gründen) von ihr abgesetzt hätte, mag hier zunächst dahingestellt bleiben.

Metaphysik – „Schrift“ und „Sprache“

Derridas Projekt ist die Dekonstruktion der Metaphysik. Was ist aber ist *Metaphysik*? Und in welchem systematischen Zusammenhang steht sie mit Derridas Konzeption von „Schrift“ und „Sprache“?

Metaphysik ist für Derrida der (Aber-)Glaube an die *Referenz*, der Glaube daran, dass unsere Begriffswörter (Eigennamen) *Repräsentationen* (Benennungen) von bereits *vor* jedem Repräsentationsakt an-sich-existierenden, „präsentischen“ Dingen oder Vorstellungsinhalten sind. Für Derrida stellt dabei eine bestimmte Passage aus Aristoteles' Text *Peri hermeneias* (I, 16a) die philosophiehistorische Schlüssel(text)stelle für die Genese und das Verständnis dieser *Präsenz-* bzw. *Repräsentations-*Metaphysik dar. Derrida rekonstruiert, wie Aristoteles in dieser Textpassage eine Art *repräsentationslogische Kette* entwickelt, die bei den äußerlichen Dingen und Geschehnissen ihren „präsentischen“ Ausgangspunkt nimmt. Diese werden – so Derridas Aristoteles-Interpretation – durch die inneren Seelenzustände des Erkennenden in natürlicher Ähnlichkeit widergespiegelt und reflektiert. Die gesprochene

¹⁴ Es ist also keineswegs verwunderlich, wenn sich im Kulturkreis der chinesischen Schrift formale Logik und Grammatik als eigenständige (Wissenschafts-)Disziplinen kaum ausgeprägt haben (vgl. Stetter, Christian, *Schrift und Sprache*, S. 12).

Sprache wiederum repräsentiere durch konventionelle Zeichengebung die inneren Seelenzustände, während die Schrift am Ende der Repräsentationskette wiederum die Sprachlaute abbilde und somit lediglich ein Zeichen des Zeichens bzw. ein Signifikant des Signifikanten sei.¹⁵

Diese repräsentationalistische Vorstellung von ursprünglich existierenden präsentischen Entitäten draußen *in der Welt* bzw. *in unserem Kopf* (die metaphysischen Grundideen des Empirismus und des Intentionalismus) entsteht für Derrida dadurch, dass Aristoteles und mit ihm der Mainstream der abendländischen Philosophie- und Wissenstradition zunächst und zuerst das Verhältnis von Schrift und Sprache als repräsentationales Verhältnis missversteht. Ein Missverständnis wiederum, das gerade durch die Praxis der *phonetischen* Schrift systematisch erzeugt wird, denn die (Sprach-)Lautnotation ist das *Konstitutionsprinzip* der phonetischen Schrift.¹⁶ Die Vorstellung von Schrift als etwas bloß *Sekundärem*, als bloßer *Repräsentation von Sprache* (als Zeichen des Zeichens) steht für Derrida am Beginn der gesamten Repräsentations-Metaphysik. Derrida versucht mit durchaus investigativem Gestus diese systematische, wenn auch zum Teil nur untergründige Abwertung der Schrift gegenüber der Sprache (den „Phonozentrismus“) in den unterschiedlichsten Texten der philosophischen, ethnologischen, sprach- und schriftwissenschaftlichen Tradition des Abendlandes zu enthüllen: u. a. bei Platon, Rousseau, Hegel, Saussure, Husserl, Lévi-Strauss und Heidegger.

Derrida interpretiert das Entstehen der phonetischen Schrift als eine Art Okkupation des Graphismus durch den Phonismus, der „Schrift“ durch die „Sprache“. Aufgrund einer merkwürdig unphänomenologischen Analyse des gesprochenen Wortes scheint er dabei zu der These zu gelangen, dass es letztlich gerade die Erfahrung des *mündlichen Sprechens (und Hörens)* ist, welche die Ausprägung präsenzmetaphysischer Vorstellungen induziert. Derrida spricht in diesem Zusammenhang vom „unauflöselichen System[...] des Sich-im-Sprechen-Vernehmens“¹⁷, dessen metaphysische Implikationen – folgt man Derrida – in etwa so zu rekonstruieren sind: Beim Sprechen vernimmt man sich als ein *Ich*, das als erstes Signifikat, als *erste Substanz* und als eine Art Garantie-Instanz für die stabile Referenz der beim Sprechen verwendeten Wörter (Signifikanten) fungiert. „[...] in nächster Nähe zu sich selbst vernimmt sich die Stimme“¹⁸, schreibt Derrida im Kontext seiner kritischen Auseinandersetzung mit Heidegger. „Die Erfahrung, daß der Signifikant in der Stimme

¹⁵ Vgl. Derrida, Jacques, *Grammatologie*, S. 24. Derrida folgt hier einer bestimmten Auslegungstradition der betreffenden Aristoteles-Stelle, zu der es freilich auch Alternativen gab und gibt. (Vgl. Schlieben-Lange, Brigitte, „Geschichte der Reflexion über Schrift und Schriftlichkeit“, in: Günther, Hans; Ludwig, Otto (Hrsg.), *Schrift und Schriftlichkeit*, Bd. 1, S. 105.

¹⁶ Sie ist aber keineswegs deren *Funktionsprinzip* (vgl. Stetter, Christian, *Schrift und Sprache*, S. 56).

¹⁷ Derrida, Jacques, *Grammatologie*, S. 26.

¹⁸ Ebd. S. 38.

erlischt, ist nicht irgendeine beliebige Illusion – denn sie bedingt gerade die Idee der Wahrheit.“¹⁹ Es ist das Sprechen (und Hören), das die Illusion des präsentischen Ichs erzeugt²⁰ und damit den *Präsentismus des Meinens* (etwa bei Husserl) ebenso wie die *Substanzontologie* des Empirismus. Es ist die Erfahrung des Sich-im-Sprechen-Vernehmens, von der ausgehend sich die metaphysischen Grundoppositionen des abendländischen Denkens konstituieren: die Differenz von Ich und Welt, von Subjekt und Objekt, von Innen und Außen, von Signifikat und Signifikant, von Geist und Materie, von Kultur und Natur – so zumindest Derridas Darstellung.

Derridas These von den repräsentationalistischen Implikationen der menschlichen Sprechvollzüge muss aus Gründen der theoretischen Konsistenz durch eine weitere These ergänzt werden, die sich freilich bei Derrida so explizit nicht findet: Die durch die Praxis mündlicher Kommunikation evozierten repräsentationalistischen Vorstellungen können so lange nicht kulturell dominant (und damit zum Problem) werden, so lange es als *Korrektiv* eine Praxis gibt, die systematisch die Erfahrung der *Nicht-Repräsentationalität* von Zeichen produziert. Eine solche Praxis ist das nicht-phonetische Schreiben. Es ist der nicht-phonetische Graphismus, der die Erfahrung von (zeichenfunktioneller) *Differenz* statt von *Identität* und *Referenz* induziert: „Die nicht-phonetische Schrift zerbricht den Namen. Sie beschreibt Relationen, nicht Benennungen. Der Name und das Wort, diese Einheiten des Atems und des Begriffs, verschwinden in der reinen Schrift.“²¹

Derridas Begründungen für die antimetaphysischen Potenzen des Graphismus (und insbesondere der *nicht-phonetischen* Schrift) lassen sich in zwei Argumentationslinien zusammenfassen.

Erstens: Beim Schreiben werden externe, äußerliche Zeichen erzeugt, die – anders als gesprochene Worte – gerade *abgetrennt* von einem präsentischen *Ich* existieren – und damit abgetrennt von einem *meinenden* (intentionalen) *Bewusstsein* als der (metaphysischen) Referentialitäts-Instanz der Zeichen. Wie die Schriftzeichen immer schon *äußerlich*, immer schon *geäußert* sind, immer schon im intersubjektiven, kommunikativen Raum existieren, so ist auch deren *Bedeutung* immer (auch) schon „äußerlich“, intersubjektiv. Die Bedeutung der Schriftzeichen eines Textes wird durch das Verständnis der *Leser* dieser Schriftzeichen (mit-)konstituiert. Diese anti-intentionalistische Erfahrung wird beim Lesen und Schreiben

¹⁹ Ebd.

²⁰ Derrida prophezeit in diesem Zusammenhang ganz konsequent ein Absterben der Metaphysik durch die Entwicklung der modernen elektronischen Akustik-Medien. Die Ausweitung der Phonographie etwa, „mit deren Hilfe die gesprochene Sprache konserviert und außerhalb der Präsenz der Sprechenden verfügbar gemacht werden kann“ (Ebd. S. 23) – so Derridas These – wird verstärkt antipräsentische Erfahrungen im Umgang mit der menschlichen Stimme ermöglichen.

²¹ Ebd. S. 47.

systematisch induziert – so zumindest Derridas Sichtweise. Die Praxis der Schrift konterkariert somit beständig die Erfahrung des gesprochenen Wortes – das Sich-im-Sprechen-Vernehmen und die damit verknüpfte Idee der unabhängig von jeder kommunikativen Veräußerlichungsform im Bewusstsein präsenten Signifikate. Insofern gibt es für Derrida – von der medialen Erfahrung her gesehen – immer nur ein *Privatsprachen*problem aber kein *Privatschrift*problem.

Zweitens – so Derridas weitergehende These – induziert die (nicht-phonetische) Schriftpraxis die Erfahrung, dass sich die Bedeutung der einzelnen Zeichen aus dem *Kontext*, aus der funktionellen *Differenz* zu anderen Zeichen ergibt. Der skizzierte Umriss eines menschlichen Fußes kann in einer (nichtlinearen) semasiographischen Bilderschrift (wie die der nordamerikanischen Indianer) sehr Unterschiedliches bedeuten: *Fuß*, *Mensch*, *gehen*, *Fußabdruck*, *Spur* ... Zur Deutung eines solchen Zeichens bedarf es der Interpretation des Kontextes. Für den Interpreten der bilderschriftlichen Darstellung ist es relevant, ob weitere Zeichen mit dem *Fußumriss*-Zeichen in direktem Zusammenhang stehen (ob vor oder hinter dem *Fußumriss* zum Beispiel ein zweites Zeichen derselben Art auftaucht, wodurch vermutlich eher in die Bedeutungsrichtung „gehen“ verwiesen würde), *wo* auf der Schreibfläche das Zeichen angeordnet ist und welche *anderen* Zeichen es auf der Fläche überhaupt gibt. Bilderschriftzeichen sind also eher analogisch, sie sind keine Begriffs-Zeichen, sie stehen nicht für kontextlos definierbare Signifikate. Sie sind keine „Benennungen“. Insofern „zerbricht“ die Erfahrung des nicht-phonetischen Schreibens den „Eigennamen“, die Idee des logischen Subjekts und die Idee des Aufbaus der Welt aus ursprünglich präsenten Dingen (Substanzen).

Dass Derrida das benennungstheoretisch-substanzontologische Sprach- und Weltbild (die Metaphysik) als unangemessen angreifen möchte, ist durchaus verständlich. Unverständlich ist allerdings, dass er den „Ursprung“ dieser metaphysischen Vorstellungen in der Praxis mündlichen Sprechens verortet. Derrida argumentiert hier merkwürdig *psychologisch*.²² Im Folgenden soll Derridas Darstellung des Metaphysik-Problems deshalb konfrontiert werden mit denjenigen Überlegungen zur Entstehung der Metaphysik, die sich aus dem pragmatischen Zusammenhang von *Alphabetschrift*, *Logik und Wissenschaft* ergeben, aus der Reflexion auf das logik-operative Potential der Schrift.

Oben war gezeigt worden, inwiefern die phonetische Schrift, insbesondere die Alphabetschrift, im antiken Griechenland die Voraussetzung dafür bildete, dass die formale Logik und ein darauf beruhendes formales Wissensdesign – die wissenschaftliche *episteme*

²² Vgl. auch Tewes, Ulrich, *Schrift und Metaphysik*, S. 91.

entstehen konnten: eine Darstellungsform des Wissens in Form von Sätzen mit Anspruch auf situationsinvariante Gültigkeit und mit entsprechend situationsinvarianten Benennungen, mit stabilen, definierten Begriffen und strengen Inferenzregeln. *Metaphysik* entsteht genau dann, wenn die entsprechend dieses formalen Designs konzipierten Darstellungen (der Wissenschaften und der Philosophie) nicht in ihrer Praxisfundiertheit begriffen werden, wenn vergessen wird, dass es auch beim Umgang mit diesen Arten der Wissensdarstellungen einer ziel- und situationsangemessenen Projektion (*methexis*) der idealen Darstellungsformen auf die reale Welt bedarf.²³ (In diesem Punkt unterscheiden sich die Darstellungen der Wissenschaften auf einer ganz grundsätzlichen Ebene nicht von anderen Formen der Wissensdarstellung wie etwa Sprichwörtern und Maximen, die ganz *offensichtlich* situationsadaptiv verwendet werden.) In dem Augenblick, wo die schriftlichen Darstellungen der *episteme* also nicht mehr in ihrer (Medien-)Praxisfundiertheit begriffen werden, kann die metaphysisch-repräsentationalistische Vorstellung entstehen, dass die *episteme* die Welt „an sich“ abbildet und dass „die Welt“ aus einzelnen *Dingen* mit bestimmten Eigenschaften besteht (Substanzontologie). Der alphabetschriftlich an Hand von unterschiedlichen Wortendungen sichtbar gewordene „Satzbau“ (*onoma* und *rhema*, logisches Subjekt und logisches Prädikat) wird dabei, wie Heidegger es formuliert, in metaphysischer Weise zum „Dingbau“ umgedeutet.²⁴

Vor dem Hintergrund einer solchen pragmatischen Rekonstruktion der Entstehung der Wissenschaftsmetaphysik aus der Praxis der (Alphabet-)Schrift kehren wir noch einmal zurück zu Derridas These von der „Einheit des Atems und des Begriffs“, vom Zusammenhang des *mündlichen Sprechens* mit der Repräsentations-*Metaphysik des Eigennamens*. Diese These ist nicht zu halten: Im mündlichen Sprechakt werden Worte als *meinende Worte* verwendet, nicht als *Wörter*, d. h. nicht als formale Entitäten. Vor allem aber gibt es ohne den Umweg über das Schriftbild kaum die Möglichkeit der sinnabstrahierenden Bezugnahme auf solche formalen Identitäten. Erst mit der Alphabetschrift entstehen Begriffe und formale Logik und damit auch die Gefahr der Benennungs- bzw. Logik-Metaphysik. Christian Stetter betont *gegen* Derrida:

„Die Logos-Metaphysik mit ihren identitätsphilosophischen Grundannahmen ist schriftlich erzeugt worden und konnte nur in einem Schriftprinzip erzeugt werden, das es gestattete, in der Abstraktion vom Sinn des Gemeinten ein Bild seiner Form zurückzubehalten. Die Identifizierung von Logozentrismus und Phonozentrismus geht in einem entscheidenden Punkt fehl: Identität und Differenz sind korrelative Begriffe, die als solche erst möglich wurden in einem Sprachspiel, das mit Wörtern formal begann

²³ Vgl. Stekeler-Weithofer, Pirmin, *Sinn-Kriterien*, S. 60-95.

²⁴ Vgl. Heidegger, Martin, *Sein und Zeit*, S. 68.

umzugehen, nach ihrer Bedeutung fragte, sie definierte, ihren Gebrauch syntaktisch normierte – sie eben begann als Zeichen zu behandeln. [...] Der Logos jedoch, der dem Vernehmen unmittelbar gegenwärtig ist, entzieht sich jeder formalen Betrachtung. In seiner Domäne gibt es weder Präsenz noch Differenz – allein Fluktuanz.²⁵

Es bleibt hier die Frage, ob man Derridas Ausführungen zu den metaphysischen Implikationen der Sprache so kritisch lesen *muss*, oder ob man ihm an dieser Stelle nicht *unaufhebbare*, weil in der *Sache* begründete Darstellungsschwierigkeiten konzidieren sollte. Schließlich lässt die Entgegensetzung von „Schrift“ und „Sprache“ (wegen der strategischen Offenheit der Derridaschen Begriffe) auch andere Deutungen zu: Pirmin Stekeler-Weithofer interpretiert Derridas Unterscheidung zwischen Schrift und Sprache als die zwischen *type* und *token* und bringt sie gegen den Präsentismus des Meinens ins Spiel²⁶: Der Gebrauch eines Zeichens kann nicht rein privat sein, sondern aktualisiert immer schon den bereits vorhandenen „allgemeinen“ Gebrauch. Jede Aktualisierung eines Zeichengebrauchs in einem neuen Kontext hinterlässt jedoch an diesem Zeichen „Spuren“ (deshalb Derridas Begriff der „Spur“), es ergänzt, verändert, verschiebt die „allgemeine“ Zeichenbedeutung.

Doch auch dies ist eine Einsicht, die gerade gegen die „Identitätserfahrung“ der phonetischen *Schrift* gewonnen werden muss, und gerade *nicht* gegen die Erfahrung primär mündlicher *Rede*, die „praktisch eingehüllt“ und ohne Rückgriff auf formale Wörter-Identitäten geschieht. Wenn Derrida also der abendländischen Philosophie ebenso wie der Schrift- und Sprachwissenschaft *Phonozentrismus* attestiert, so vergisst er, parallel dazu auf deren tiefen *Grammazentrismus* hinzuweisen²⁷, einen Grammazentrismus, dem er in gewisser Weise selbst unterliegt und der u. a. darin zum Ausdruck kommt, dass er Sprache primär als formales *System* auffasst und zu wenig auf die *pragmatischen* Aspekte mündlichen Sprechens reflektiert.²⁸

Derridas unreflektierter Grammazentrismus kommt auch in dem tiefen Missverständnis zum Ausdruck, das er Heideggers sprachphilosophischen Überlegungen entgegenbringt.²⁹ Derrida kann darin nur einen latenten Phonozentrismus sehen. In Wirklichkeit argumentiert Heidegger in gewisser Hinsicht medienphilosophisch „komplementär“ zu Derrida: Während es Derridas zentrales Anliegen ist, auf die *analogisch-intersubjektiven* Momente des

²⁵ Stetter, Christian, *Schrift und Sprache*, S. 44. Und wenn etwa der andere große Kritiker der Logik-Metaphysik Ludwig Wittgenstein schreibt: „[...] was uns verwirrt, ist die Gleichförmigkeit ihrer Erscheinung, wenn die Wörter uns gesprochen, oder in der Schrift und im Druck entgegentreten“ (Wittgenstein, Ludwig, *Philosophische Untersuchungen*, I, 11), so muss auch dagegen betont werden: die *Gleichförmigkeit der Wörter* wird als die *Verwirrung-stiftende Erfahrung* erst durch die Praxis der Alphabetschrift konstituiert.

²⁶ Stekeler-Weithofer, „Zur Dekonstruktion gegenstandsfixierter Seinsgeschichte bei Heidegger und Derrida“, in: Kern, Andrea; Mencke, Christoph, *Philosophie der Dekonstruktion*, S. 26 ff.

²⁷ Vgl. Krämer, Sybille, „Schrift und Episteme am Beispiel Descartes“, a.a.O., S. 111.

²⁸ Vgl. Tewes, Ulrich, *Schrift und Metaphysik*, S. 8 ff.

Graphismus hinzuweisen (die durch keine lineare Identitätslogik einzuholen sind), verweist Heidegger auf die *analogisch-intersubjektiven* Momente des *Phonismus*, auf die sinnliche Performanz des mündlichen Sprechens, auf den „Klang“³⁰ der Sprache und auf deren ursprüngliche Dialogizität, ihren *Gesprächscharakter*.³¹

„Gänsefüßchen“: Metaphysikkritik als Schriftoperation

Derrida hat in seinen Texten Metaphysikkritik nicht nur *theoretisch*, sondern immer auch als *praktische* Schriftoperation betrieben. Stärker als die meisten anderen Philosophen hat er versucht, die nicht-repräsentationalen, nicht-metaphysischen Elemente unseres sehr komplexen phonetisch-alphabetischen Schreibregisters zu nutzen. Er experimentiert mit der Semiotik der Textgestalt, um die übliche Leseerfahrung der Linearität³² (der linearischen Logik) zu brechen und zugleich schon in der Anordnung der Texte deren unaufhebbare Kontextualität und Verwiesenheit auf andere Texte *sichtbar* zu machen. Deshalb lässt er etwa im Aufsatz „Tympanon“ zwei Texte (einen eigenen und einen von Michel Leiris) Seite für Seite *nebeneinanderherlaufen*.³³ Im Buch „*Jacques Derrida*“ werden die Texte „Derridabase“ von Geoffrey Bennigton und „Zirkumfession“ von Derrida ebenfalls parallel geführt (diesmal horizontal auf der Seite getrennt).³⁴ In anderen Texten wird die übliche Fußnotenverwaltung aufgebrochen, die Fußnoten werden zwar kenntlich gemacht, dabei aber direkt als *Unterbrechung* in den laufenden Text eingefügt oder in einer parallelen Randspalte aufgeführt.³⁵ In dem Buch „*Feuer und Asche*“ steht auf der aufgeschlagenen rechten Buchseite Derridas eigentlicher Text, während die aufgeschlagene linke Buchseite stets frei bleibt für Zitate zum Thema, die aus anderen Texten Derridas stammen.³⁶ Darüber hinaus nutzt Derrida bekanntlich die (alphabetschriftlichen) Möglichkeiten der *Orthographie*, um seinen Schlüsselbegriff der *différance* zu entwickeln.³⁷

Im Folgenden möchte ich die Aufmerksamkeit jedoch auf Derridas schrifttechnischen Umgang mit den (überkommenen) *Begriffswörtern* der Tradition richten: Bereits die einfache Operation der *Kursivsetzung* eines Begriffswortes hat einen antirepräsentationalen, „dekonstruktivistischen“ Aspekt, denn sie markiert die Aufnahme eines traditionellen Begriffes und zugleich dessen Distanzierung. Eine weitere Schriftoperation zur Distanzierung von

²⁹ Vgl. Derrida, Jacques, *Grammatologie*, S. 38 ff.

³⁰ Vgl. Heidegger, Martin, *Unterwegs zur Sprache*, S. 29 f., S. 205, S. 208.

³¹ Vgl. ebd., S. 149 f.

³² Ebd. S. 153 ff.

³³ Derrida, Jacques, „Tympanon“, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, S. 13-27.

³⁴ Bennigton, Geoffrey ; Derrida, Jacques, *Jacques Derrida*.

³⁵ Vgl. Derrida, Jacques, *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*; sowie: ders., *Meine Chancen*.

³⁶ Ders., *Feuer und Asche*.

traditionellen Begriffen, die sich in Derridas „Grammatologie“ (zugleich reflektiert) findet, ist die kreuzweise Durchstreichung des „ist“ („Das Draußen ~~ist~~ das Drinnen“³⁸). Dieses Schreibverfahren zitiert und übernimmt Derrida von Heidegger³⁹ und bemerkt dazu:

„Diese Ausstreichung ist vielmehr die letztmögliche Schrift einer Epoche. Unter ihren Strichen verschwindet die Präsenz eines transzendentalen Signifikats und bleibt dennoch lesbar. Verschwindet und bleibt dennoch lesbar, wird destruiert und macht doch den Blick auf die Idee des Zeichens selbst frei. In dem Maße, wie sie die Onto-Theologie, die Metaphysik der Präsenz und den Logozentrismus begrenzt, ist diese letzte auch die erste Schrift.“⁴⁰

Die Geste der kreuzweisen Durchstreichung ist allerdings in einer bestimmten Hinsicht *problematisch*. Sie ist mit Blick auf das Projekt einer *Dekonstruktion* der Metaphysik ein möglicherweise allzu „negatives“ Operationsverfahren, denn die Durchstreichung nährt vielleicht die Illusion, man könne durch einen einfachen Negationsakt völlig *loskommen* von den traditionellen Begriffen und deren metaphysischen Implikationen.

Viel angemessener und prägnanter als in der kreuzweisen Durchstreichung von Begriffen kommt Derridas „Methode“ der Dekonstruktion in seiner schriftoperativen Verwendung von Anführungszeichen zum Ausdruck. Der Gebrauch der Anführungszeichen „“ (frz. *guillemets*: «») erzeugt eine antipräsentische Erfahrung, sie dekonstruiert im Schriftbild die Idee der Repräsentation, des transzendentalen Signifikats und ermöglicht eine selbstdurchsichtige Absetzbewegung vom Vokabular der Metaphysik. Die Praxis des „In-Anführungszeichen-Setzens“ der überkommenen Begriffe performiert zugleich die Aspekte der *Zitation*, der *Distanzierung* und damit der *Transformation*: Mit den Anführungszeichen vor und hinter einem Begriffswort wird einerseits auf dessen „allgemeinen“ Gebrauch verwiesen, auf den schon immer vorhandenen „Wiederholungs“- und „Zitat“-Charakter unseres Sprechens und Schreibens. Anführungszeichen verweisen uns darauf, dass wir beim Zeichengebrauch keine „Urschöpfung“ von Bedeutungen vornehmen (können). Allerdings: indem wir ein Wort/ein Zeichen mittels „“ zitieren, *verwenden* (bzw. *verschieben*) wir es bereits in einem (einen) neuen Kontext. Damit aber verschieben wir immer auch schon seine Bedeutung, denn wir fügen ihm genau *die* Bedeutung hinzu, die sich aus der Verwendung im neuen Kontext ergibt. Die Zitation hinterlässt *Spuren* im Zeichengebrauch. Mittels „“ verdeutlichen wir die Transformation des Wortes/des Zeichens. Anführungszeichen sind Sinnverschiebungszeichen, *Sinnaufschiebungszeichen*, Zeichen der *Differenz* (bzw. der *différance* im Sinne Derridas). Die *Spur* der Anführungszeichen macht es uns möglich, uns

³⁷ Vgl. ders., „Die *différance*“, a.a.O., S. 76-113.

³⁸ Ders., *Grammatologie*. S. 77.

³⁹ Vgl. Heidegger, Martin, *Zur Seinsfrage*.

von den metaphysisch belasteten Begriffen der Tradition zu distanzieren (wie vom Begriff der „Rationalität“⁴¹) und diese Begriffe zugleich zu *verwenden*, weil wir ohne sie überhaupt nichts Anschlussfähiges sagen könnten: „[...] es ist sinnlos, auf die Begriffe der Metaphysik zu verzichten, wenn man die Metaphysik erschüttern will.“⁴²

Anführungszeichen sind für Derrida *Vorsichtsmarkierungen*: „Nichtsdestoweniger wollen wir »Ereignis« sagen und dieses Wort vorsichtshalber in Anführungszeichen setzen.“⁴³ D. h. Anführungszeichen übertragen dem Leser die Verantwortung zum richtigen, angemessenen Umgang mit den zwischen diesen Zeichen stehenden Begriffen. Sie sind in diesem Sinne „appellative“ Zeichen, sie appellieren an die Urteilskraft des Lesers. Sie ermöglichen zugleich die „Entklammerung“ von den Begriffen der Metaphysik:

„Was passiert, wenn man »Hier-Jetzt« in Anführungszeichen (guillemets) setzt, oder in runde Klammern [parenthèses] oder in eckige (crochets)? Es entklammert (Ça décamponne). Wie Klammern, die entklammern. Wie Zangen oder Kräne (grues) (ich glaube, irgendwo habe ich einmal Anführungszeichen mit Kränen verglichen), die packen, um loszulassen.“⁴⁴

Anführungszeichen, die wie Kräne *packen, um loszulassen* – um loszulassen in die Freiheit des beweglichen, dekonstruktiven Denkens, eines Denkens, das nach Anführungszeichen *verlangt*:

„Wenn man eine altmodische Sprache verwenden wollte, könnte man daher sagen, daß der dekonstruktive Entwurf nicht essentiell theoretisch, thetisch oder thematisch ist, weil er auch ethisch-politisch ist. Aber natürlich, aus den offenkundigsten Gründen, verlangt diese Behauptung nach strengster Wachsamkeit und nach Anführungszeichen.“⁴⁵

Lesen wir die Anführungszeichen „“ als integrale Bestandteile des Zeichenrepertoires der Alphabetschrift, so wird die tiefe *Ambivalenz* deutlich, durch die die Alphabetschrift in Bezug auf die Metaphysik gekennzeichnet ist: Einerseits ermöglicht die Alphabetschrift einen formalen Umgang mit Sprache, formale Logik und *episteme*, sie ermöglicht damit zugleich auch bestimmte Missverständnisse dieser logisch-begrifflichen Wissensdarstellungen: die Präsenz- bzw. Repräsentationsmetaphysik. Auf der anderen Seite induziert die Alphabetschrift durch die zu ihrem regulären Schreibregister gehörigen Interpunktionen, insbesondere aber durch die Anführungszeichen, *antirepräsentationale, begriffssprengende* Erfahrungen. Mittels der Anführungszeichen „zerbricht“ die Alphabetschrift die Idee des

⁴⁰ Derrida, Jacques, *Grammatologie*, S. 43.

⁴¹ Siehe das zweite der drei als Motto diesem Text vorangestellten Derrida-Zitate (Anm. 2).

⁴² Siehe FN Nr. 3.

⁴³ Siehe FN Nr. 1.

⁴⁴ Derrida, Jacques, „In Klammern I“, in: ders., *Auslassungspunkte*, Wien, 1998, S. 20.

⁴⁵ Ders., „Binsenweisheiten“, in: Stekeler-Weithofer, Pirmin, *Geschichte der Philosophie in Text und Darstellung: Gegenwart*, S. 71.

stabil referierenden *Namens* und die Idee der *Substanz*. Mit Hilfe des Anführungszeichens verlassen wir den Schreibungsbereich der Metaphysik.

Dies wird noch deutlicher, wenn man an einen weiteren Verwendungsaspekt der Anführungszeichen erinnert: Im Französischen, viel stärker aber noch im Deutschen, kann die Verwendung der Anführungszeichen auch *ironische* Distanznahme markieren. Es ist dieser spezifische *Ironie*aspekt der Anführungsstriche, der im Deutschen häufig gemeint ist, wenn man statt von „Anführungszeichen“ (oder „Anführungsstrichen“) von „Gänsefüßchen“⁴⁶ redet, bzw. davon, dass man etwas „in Gänsefüßchen“ meint. Das Spiel der *Ironie* ist – und hierin sollte man Richard Rortys Derrida-Interpretation folgen⁴⁷ – Derridas philosophische Grundoperation, die Grundoperation der Dekonstruktion. In diesem Sinne wären Anführungsstriche („Gänsefüßchen“) die antimetaphysischen Subversionszeichen *par excellence*. Sie verdeutlichen schriftbildlich die komplexen Operationen der Dekonstruktion: das simultane Zitieren, Distanzieren, Ironisieren und Transformieren. Und sie sind als den Wortgebrauch kommentierende Krümmungsbewegungen von Mittel- und Zeigefinger beider Hände mittlerweile sogar in das *gestische Vokabular mündlicher Kommunikation* eingewandert – zumindest im englischen und deutschen Sprachraum (wo sie besonders intensiv auch von *metaphysikkritischen* Philosophen verwendet werden). Das deutsche Wort „Gänsefüßchen“ ist im Derridaschen Sinne eine sehr treffende Metapher für diese Geste und für die sie fundierende Schriftoperation des Anführungszeichen-Setzens: denn (Gänse-)Füße hinterlassen bekanntlich *Spuren*, und „Spur“ ist bei Derrida ja gerade der „Name“ für das antirepräsentationale Erfahrungsmoment der Schrift. Man könnte sagen: *Gänsefüßchen* hinterlassen auf der Schreibfläche die „Urspur“ der Dekonstruktion: „“ „“ „“ „“

Literatur:

Bennigton, Geoffrey; Derrida, Jacques, *Jacques Derrida*, Frankfurt/Main, 1994.

Derrida, Jacques, „Tympanon“, in: ders., *Randgänge der Philosophie*, Wien 1988, S. 13-27.

– *Feuer und Asche*, Berlin 1988.

– „Die *différance*“, in: Engelmann, Peter, *Postmoderne und Dekonstruktion*, Stuttgart, 1990, S. 76-113.

⁴⁶ „Gänsefüßchen“ ist eine Metapher für „Anführungszeichen“, die es im Französischen nicht gibt, vermutlich deshalb, weil nur die deutschen Anführungszeichen („“), nicht aber die französischen guillemets («») ästhetisch an die Füße von Gänsen erinnern.

⁴⁷ Vgl. Rorty, Richard, „Derrida und die philosophische Tradition“, in: ders., *Wahrheit und Fortschritt*, S. 445.

- „Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen“, in: Engelmann, Peter, *Postmoderne und Dekonstruktion*, a.a.O.; S. 114-139.
 - *Grammatologie*, Frankfurt/Main, 1992.
 - *Meine Chancen*, Berlin, 1994.
 - *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*, Berlin, 1997.
 - „In Klammern I“, in: ders., *Auslassungspunkte*, Wien, 1998, S. 17-39.
 - „Binsenweisheiten“, in: Stekeler-Weithofer, Pirmin, *Geschichte der Philosophie in Text und Darstellung: Gegenwart*, Stuttgart, 2004, S. 70-76.
- Goody, Jack; Watt, Ian, „Konsequenzen der Literalität“, in: Goody, Jack (Hrsg.), *Literalität in traditionellen Gesellschaften*, Frankfurt am Main, 1981, S. 45-104.
- Heidegger, Martin, *Zur Seinsfrage*, Frankfurt/Main, 1977.
- *Sein und Zeit*, Tübingen, 1986.
 - *Unterwegs zur Sprache*, Stuttgart, 1993.
- Krämer, Sybille, „Schrift und Episteme am Beispiel Descartes“, in: Koch, Peter; Krämer, Sybille, *Schrift, Medien, Kognition*, Tübingen, 1997, S. 105-126.
- Rorty, Richard, „Derrida und die philosophische Tradition“, in: ders., *Wahrheit und Fortschritt*, Frankfurt/Main, 2003, S. 472-504.
- Schlieben-Lange, Brigitte „Geschichte der Reflexion über Schrift und Schriftlichkeit“, in: Günther, Hans; Ludwig, Otto (Hrsg.), *Schrift und Schriftlichkeit*, Bd. 1, S. 102-121.
- Stekeler-Weithofer, Pirmin, *Sinn-Kriterien. Die logischen Grundlagen kritischer Philosophie von Platon bis Wittgenstein*, Paderborn, 1995.
- „The way of truth“, in: Fery, Caroline; Sternefeld, Wolfgang (Hrsg.), *Audiat vox sapientiae*, Berlin, 2001, S. 450-472.
 - „Zur Dekonstruktion gegenstandsfixierter Seinsgeschichte bei Heidegger und Derrida“, in: Kern, Andrea; Mencke, Christoph, *Philosophie der Dekonstruktion. Zum Verhältnis von Normativität und Praxis*, Frankfurt/Main, 2002, S. 17-42.
- Stetter, Christian, *Schrift und Sprache*, Frankfurt/Main, 1997.
- Tewes, Ulrich, *Schrift und Metaphysik. Die Sprachphilosophie Derridas in Zusammenhang von Metaphysik und Metaphysikkritik*, Würzburg 1994
- Totzke, Rainer, *Buchstaben-Folgen. Schriftlichkeit, Wissenschaft und Heideggers Kritik an der Wissenschaftsideologie*, Weilerswist, 2004.
- Wittgenstein, Ludwig, „Philosophische Untersuchungen“, in: ders. *Tractatus logico-philosophicus, philosophische Untersuchungen*, Leipzig, 1990.

Hinweise zum Layout des Textes:

1) Die französische Variante der Anführungsstriche («») bzw. (»») darf im Text nicht ersetzt werden: weder in den Eingangszitaten am Anfang noch anderswo.

2) Bitte ggf. die kreuzweise Durchstreichung des Wortes „ist“ auf Seite 13 optimieren oder anders graphisch lösen als meine freihand-Linie

3) Die Fußnoten 6,10,11,29,37,40,44 sind immer auf die nachfolgende Seite verrutscht, ohne dass ich das Problem bisher lösen konnte ...